

Axel Beelmann, Theoretische Philosophiegeschichte. Grundsätzliche Probleme einer philosophischen Geschichte der Philosophie, Basel: Schwabe 2001, 325 S., ISBN 3-7965-1705-6, 56,00€.

Mit Immanuel Kant beginnt das Problem der Geschichte der Philosophie als philosophisches Problem; zu Kant kehren daher die aktuellen Problematisierungsversuche gerne zurück, so auch Axel Beelmann. Eingangs schildert Beelmann in dramatischer Weise den Skandal, den eine systematische Vernunft im Faktum einer Philosophiegeschichte anerkennen muss, welche verschiedene Kulturen kennt, unterschiedliche Probleme benennt und divergierende Begrifflichkeiten einräumen muss. Es wird ein „Graben“ zwischen systematischem und geschichtlichem Philosophieren aufgeworfen, welcher seit Kant – der sein eigenes Projekt einer „philosophischen Archäologie“ nicht ausbaute – hauptsächlich auf zwei Wegen überwunden wird: im Entwicklungsdenken und als Narration. Beelmann unterscheidet eine „spekulative Philosophiegeschichte“ von einer „philosophischen Philosophiehistorie“ und einer „historischen Philosophiehistorie“ (25), womit eine Typologie für seine Untersuchung gegeben ist, alle prinzipiellen Möglichkeiten aufzuzeigen, „die Philosophie in ein Verhältnis zu ihrer Geschichte zu bringen“. Kant, Hegel und Heidegger dienen als Beispiele für eine Versöhnung von systematischem Denken und historischer Erkenntnis durch Konstruktion einer Entwicklungsgeschichte. Philosophiegeschichte ist immer auch Geschichtsphilosophie, gerade als philosophische Disziplin wird sie die Geltungsansprüche nicht los. Ein systematischer Anspruch im historischen Verstehen ist aber auch bei den nicht-spekulativen Ansätzen zu erkennen, behauptet Beelmann, und kann dafür auf die Präsenz des Entwicklungsdenkens verweisen. Anders gesagt: eine Philosophiegeschichte gibt es immer nur als teleologischen Entwurf.

Die prinzipiellen Probleme der Philosophiegeschichte finden sich in diesem Buch gut erläutert. Einsichten der modernen Geschichtstheorie in die Unabdingbarkeit von Narration als einheitsstiftendes und kontinuieritätsgarantierendes Element in unserem Geschichtsdenken ergänzen die Analysen der philosophischen Historiographie (Zeller, Dilthey), um auf das geradezu unlösbare Problem hinzuweisen, dass in der retrospektiven Rekonstruktion vergangener Philosophie die Geschichte als Ganzes nicht in den Blick geraten kann, weil der Erzähler sich selber notwendig ausblendet. Es gilt jedoch: „Der Aspekt historischer Faktizität kann nicht von dem geschichtlicher Geltung abgelöst werden.“ (108) So stehen wir heute offenbar vor Problemen, die denen der nachkantischen Periode ganz ähnlich sind: wie die Frühromantik und die Hermeneutik scheinen wir dazu aufgerufen zu sein, die Philosophie als ein „System in der Entwicklung“ (Schelling) zu denken, als ein Zusammenfallen von Anfang und Ende. Es gibt hier auf der einen Seite einen Zirkel, in welchen sich die philosophische Reflexion auf Geltungsansprüche verrennt, da sie keinen Weg zu den Phänomenen der Geschichte findet; auf der anderen Seite wird aber auch „die materiale Philosophiegeschichte durch die Annahme durchgängiger kategorialer Bestimmtheit“ (151) mit einer „Hypothek“ belastet, die sie kraft eigener Evidenz nicht einlösen kann. Das idealistische Entwicklungskonzept antwortete auf eben diese Schwierigkeiten, wogegen Beelmann in immer schärferer Akzentuierung setzt: „die spekulative Konstruktion der Philosophiegeschichte ist in mehrfacher Hinsicht bedenklich.“ (154) Zuletzt nämlich findet die „Selbstfindung der Vernunft“

nur noch in einem überzeitlichen Fundus der Probleme statt, die selber keine eigentliche Entwicklung besitzen.

Mit Rorty, Lyotard und Welsch tastet sich Beelmann an das Konzept einer „Aporetik“ heran, welches er dann auf die Philosophiegeschichte überträgt. Die systematische Erwartung, die „eigene“ Position historisch exemplifiziert und ausgefaltet zu sehen, wird in der aporetischen Perspektive offen und sozusagen inhaltsleer. Das ist ihr Vorteil. Es wird nicht mehr eine bestimmte Vorgabe gegeben, welcher der Gang der Geschichte zu gehorchen hat, vielmehr wird solche Erwartung „regulativ“ auf das Fortschreiten selbst eingeschränkt, auf die permanente Differenzierung von Systemen und den Übergang von einem System zum anderen. Beelmann will durchaus den Fortschrittsbegriff retten, jedenfalls in einem Sinne: „Fortschritt vollzieht sich als Diversifikation und Pluralisierung“, aber nicht das „spekulative Konzept“, denn dieses bestimmt: „der Fortschritt dient lediglich als qualitativ-temporale Bestimmung der zentralen Kategorie der Entwicklung“ (181).

Positiv bestimmt wird bei Beelmann also die aporetische Philosophiegeschichte als prozessuale; im Rückgriff auf Cassirer und Whitehead will er die Enge der systematischen Perspektive aufbrechen und einen Sinn für die Dynamik philosophischer Entwicklung gewinnen. Beelmann spricht von „Vernetzungen“ und vom „Strom des Denkens“, er will „Unbestimmtheiten“ und „Unausgeführtes“ in der Philosophiegeschichte anerkennen und die „Trägerlosigkeit des Referenzsubjekts Philosophie“ gegen retrospektive Fundierungsunterstellungen verteidigen. Wenn am Ende von Beelmanns Buch „Möglichkeiten und Grenzen philosophischer Philosophiegeschichte“ ausgelotet werden, dann unter der Maßgabe, dass jede „geschichtlich-philosophische Theorie einen immanenten Beitrag zum Selbstverständnis der Philosophie“ leisten soll (263). Statt die Philosophiegeschichte dekonstruktivistisch der Literatur zuzuschlagen, liegt dem Autor abschließend an einer Bestimmung von Entwicklungslinien, der Möglichkeit von Durchführung einer Geltungsanalyse, an klaren Verhältnissen zu den diversen Philosophiehistorien und zu anderen philologisch-historischen Disziplinen. Die Philosophiegeschichte wird nicht kulturhistorisch relativiert, sondern als Angelegenheit des philosophischen Denkens rehabilitiert, allerdings nicht im Korsett einer systematisch konstruierten Entwicklungsgeschichte, sondern „im engsten geschichtlichen Selbstverhältnis“, d. h. „keiner Entwicklung und keinem Fortschritt unterworfen, sondern in ihren Vernetzungen qualitativ unbestimmbar, unerschöpflich und frei“ (294).

Beelmanns „theoretische Philosophiegeschichte“ ist ein groß angelegter Versuch, das Problem einer erkennbaren historischen Wandlung dessen, was wir für Philosophie halten, mit den Mitteln modernen historischen, hermeneutischen und vernunftkritischen Denkens zu begreifen. Philosophiegeschichte als historiographische Praxis, als disziplinäre Übung und als konkrete Quellenarbeit steht bei ihm im Hintergrund, wird nicht zum alternativen Ansatzpunkt einer theoretischen Konzeptionalisierung. Das mögen Kulturhistoriker bedauern. Die Bezugnahmen auf Philosophen wie Kant, Hegel oder Heidegger bleiben im ersten Teil ebenso kursorisch wie die Hinweise auf die Historiker der Philosophiegeschichte. Hier ergreift ein Bedauern auch die Philosophiehistoriker. Aber Beelmann geht es nicht um eine Rektifizierung bisheriger Ansätze, er untersucht vielmehr so etwas wie die Denkbarkeit der Philosophiegeschichte. Seine Idee eines aporetischen Fortschritts, der sich nicht erfüllt und damit selbst annulliert, sowie seine Idee eines prozessualen Verhältnisses zwischen Philosophie als Subjekt der Geschichte und Philosophie als Begriff der Geschichte sind bei aller

Abstraktion anregend. Es ist in der Philosophie nicht das Schlechteste, bei denjenigen Problemen anzusetzen, die Kant für unlösbar hielt. Und Beelmann wird kein Problem damit haben, mit seinem anti-dogmatischen Denken und seiner Bevorzugung des „Regulativen“ methodisch in der Nähe seines Ausgangspunktes geblieben zu sein.

*PD Dr. Ulrich Johannes Schneider, Herzog August Bibliothek, Lessingplatz 1,
D-38304 Wolfenbüttel*